

Westen her aus relativ weiter Entfernung leise Musik über die Mauer tönte, lauschten, tanzten und lachten die Menschen auf der Ostseite, als wären sie bei einem richtigen Konzert. Es herrschte eine lockere, brüderliche Stimmung, wie ich sie im Alltag sonst nur im Kreis meiner Freunde wahrnahm. Niemand hier wirkte argwöhnisch, gebieterisch oder aggressiv. Alle schienen nur gekommen zu sein, um in die Musik einzutauchen und gemeinsam den Moment zu feiern. Während wir uns durch die Menge nach vorne Richtung Brandenburger Tor drängten, erfüllte mich eine erhebende, fast unwirkliche Stimmung, ein beflügelndes Gefühl von Harmonie, Frieden und Grenzenlosigkeit. Ob sich so Freiheit anfühlte?

Rückblickend glaube ich tatsächlich, dass ich an diesem Abend zum ersten Mal eine Ahnung davon bekam, was Freiheit ist. Ich hatte meine gesamte Jugend damit verbracht, mir Freiräume zu erkämpfen, gegen Wände anzurennen und von der großen Freiheit zu träumen. Trotzdem war es mir weder mental noch physisch gelungen, die Grenzen, die mich umgaben, vollständig zu sprengen. Das lag auch daran, dass diese Grenzen von meinen Mitmenschen mitbestimmt wurden. Wie soll man sich in einer Gesellschaft frei fühlen, deren Mitglieder sich verstecken, wegducken, bespitzeln und sich selbst zur Unfreiheit verdammten? Ich glaube, das geht gar nicht. Aber hier, am Brandenburger Tor, in der friedlich tanzenden Menge versteckte sich keiner. Hunderte, vielleicht Tausende von Ostlern waren zu einem Konzert gekommen, das die Westler jenseits der Mauer veranstalteten. Von geheucheltem Desinteresse an den »dekadenten Phänomenen« aus dem Westen war hier nichts zu spüren. War das der Anfang eines Befreiungsschlages? Ein friedliches Auflehnen gegen die verzerrte Realität der SED? Oder vielleicht sogar der Anfang des Einreißens der Mauer?

So war es in der Tat. Bis mir das endgültig klar wurde, verging aber noch eine Stunde. In dieser Stunde verlor sich unsere Punkergang immer mehr in der Menge, sodass am Ende nur der harte Kern an der Grenzabspernung beieinander stand: Ralle, Wolle, Tippel, Wulzo und ich. Wir stellten fest, dass die Bühne nicht westlich des Brandenburger Tors, sondern am Reichstag stand. Sie war auch nicht nach Osten aus-

gerichtet, sondern nur sehr nah an die Mauer gebaut. Aber das reichte, um die Musik und die Ansagen der Künstler auf unserer Seite zu hören. So vernahmen wir irgendwann tatsächlich die Stimme von David Bowie. Als er »China Girl« sang, schloss ich die Augen und driftete weg. Als er in einer Zwischenansage die Menschen in Ostberlin grüßte, sahen meine Freunde und ich uns ungläubig an und waren nicht sicher, ob wir das alles nur träumten. Und als er bei »Heroes« ein paar Worte auf Deutsch sang, drückte er damit haargenau das aus, was wir in diesem Moment fühlten: »Dann sind wir Helden für einen Tag.«

Diese Textzeile ist das Letzte, was mir von der friedlichen und freiheitlichen Stimmung dieser Nacht in Erinnerung geblieben ist. Danach wurde es auf einmal unruhig in der Menge. Vereinzelt erklangen Sprechchöre. Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich den Ruf »Die Mauer muss weg«. War es jetzt so weit? Würden wir die Mauer mit Schreien niederreißen? Egal. Wir brüllten einfach mit. Allerdings nur kurz. Dann stürmten aus den Seitenstraßen auf einmal wütende Ordnungshüter hervor. Sie waren in zivil, aber ihr Verhalten ließ keinen Zweifel daran, dass sie im Auftrag der Stasi handelten. In Dreier- und Vierergruppen pflügten sie durch die Menge, schnappten sich wahllos irgendwelche Leute und zertritten sie weg in die Seitenstraßen. Währenddessen rückten unablässig weitere Zivilbullen nach. Sie gingen die friedlichen Konzertbesucher hart an, versetzten ihnen Tritte und schleiften sie über den Bürgersteig. Anfangs waren wir total überumpelt von der plötzlichen Attacke. Erst allmählich regte sich Widerstand. Leute fingen an zu pfeifen und zu protestieren. Einige rannten weg, Opfer wehrten sich, andere versuchten, die Zivilbullen aufzuhalten. Auch ich tat mein Bestes, um die Angreifer abzuwehren, allerdings ohne großen Erfolg. Es waren einfach zu viele.

Aus Gedränge und Geschubse wurde in Sekundenschnelle rohe Gewalt. Ein Mann, der sich schützend vor seine Freundin stellte, wurde niedergeprügelt, bis er am Kopf blutete, während die Freundin gnadenlos mitgenommen wurde. Leute wurden in den Schwitzkasten genommen, im Polizeigriff abgeführt und zu Boden getreten, wahllos droschen die Schläger mit Knüppeln in die Menge. Das Gelände, auf

dem eben noch friedlich gesungen und gefeiert worden war, war zum Schlachtfeld geworden. Die Schläge und Tritte wurden stetig brutaler, die Situation immer unübersichtlicher.

Auf einmal fing Ralle, der minutenlang wie erstarrt dagestanden hatte, laut an zu schreien. Noch nie hatte ich ihn so schreien hören, voller Angst und Entsetzen. In seinem Blick flackerte die pure Verzweiflung. Zusätzlich schlug und trat er um sich wie ein Irrer. Seine Panik war ansteckend. Bald standen wir anderen neben ihm und machten mit. Während die Welt um uns herum in Gewalt, Chaos und kopflosem Durcheinander versank, standen wir in der Menge und schrien uns die Seele aus dem Leib. Der geilste Tag des Frühlings 1987 endete in blankem Horror und mein erstes Gefühl von Grenzenlosigkeit mit einer gewaltsamen Bestätigung dessen, was mir unterbewusst schon seit meiner Kindheit klar war: Dass mein unbändiges Bedürfnis nach Freiheit in diesem Land nur ins Verderben führen konnte.

Vorglühen

Abenteuerspielplatz Kuglerstraße

Der Freiheitskönig meiner Kindheit war Adolar, der Titelheld einer ungarischen Zeichentrickserie, die immer im DDR-Fernsehen lief. Adolar hatte ein Raumschiff unterm Bett, das er aufpusten konnte. Wenn seine Eltern schlafen gingen, holte er das Ding raus und flog mit seinem sprechenden Hund zu allen möglichen Planeten. In einer Folge eroberten sie den Märchenplaneten, in der nächsten den Krimiplaneten und so weiter. Für Adolar war nichts unmöglich. Er war ein Genie, für das es keine Grenzen gab. Diese Mobilität unterschied ihn von Pittiplatsch, Schnatterinchen, Mischka, dem Bären, und den anderen Figuren, die das Kinderfernsehen der DDR bevölkerten und meist in ihrem vertrauten Umfeld blieben. Okay, es gab noch *Jan und Tini auf Reisen*, zwei Puppen, die in einem Auto aus Karton durch die DDR brummten und den sozialistischen Alltag zwischen Ostsee und Erzgebirge erkundeten. Wenn sie richtig weit kamen, landeten sie auch mal in der Tschechoslowakei. Aber eine Welt außerhalb des Ostblocks existierte für sie nicht. Sie waren schließlich eine Erfindung des DFF, der staatlichen Fernsehsendeanstalt der DDR. Dort wurde Propaganda schon für die ganz Kleinen zu pädagogisch wertvoller Unterhaltung aufbereitet.

Als Kind kapierte ich das natürlich noch nicht. Ich fand Jan und Tini ganz knuffig, auch wenn sie alles toll fanden, was mit Arbeiterkommunismus zu tun hatte. Letztendlich musste man als Puppe ja auch das erst mal hinkriegen. Ich war immer völlig fasziniert, dass sich

diese Figuren ohne fremde Hilfe in der realen Welt fortbewegen konnten. Mir war ein Rätsel, wie das funktionierte. Ich forschte allerdings nicht weiter nach. Dazu gab es in meiner Kindheit dann doch zu viel Wichtigeres zu tun. Zumal der klobige Schwarz-Weiß-Fernseher für meinen großen Bruder und mich in der Regel sowieso tabu war. Mit seinen großen silbernen Tasten, die man zum Umstellen der Programme fest ins Gehäuse drücken musste, thronte er eher wie ein Museumsstück als wie ein Gebrauchsgegenstand im Wohnzimmer unserer Wohnung in der Kuglerstraße im Prenzlauer Berg. Meist war der Stecker gezogen. Das bedeutete, dass fernsehen verboten war. Ich glaube, meine Eltern befürchteten, dass das Teil auch Strom verbrauchte, wenn es gar nicht an war. Oder dass es kaputtging, wenn es permanent unter Strom stand. Letzteres wäre eine Katastrophe gewesen. In der Welt meiner Kindheit waren Fernseher etwas unglaublich Wertvolles. Es war alles andere als eine Selbstverständlichkeit, einen zu besitzen. Die meisten unserer Nachbarn hatten keinen. Wir gehörten also zu den Privilegierten. So wurde das Ding gehegt, gepflegt, mit Samthandschuhen angefasst und am besten gar nicht erst angeschaltet. Was nicht benutzt wurde, konnte sich auch nicht abnutzen.

Diese eigenwillige Logik begegnete einem im Ostalltag häufig. Als meine Mutter von unseren Westverwandten eine weiße Wit-Boy-Jeansjacke geschenkt bekam, war die Freude zwar riesig, trotzdem hing das Ding die meiste Zeit im Schrank und wurde nur zu besonderen Anlässen hervorgeholt. Die Musikkassetten, auf denen meine Eltern Musik aus dem Westradio aufgenommen hatten, wurden zwar fast nie gespielt, wir Kinder durften sie aber wegen Zerstörungsgefahr trotzdem nicht anrühren. Und wenn meine Mutter vor Weihnachten aus dem Intershop ausnahmsweise Westschokolade mitbrachte, wurde sie erst versteckt und später streng rationiert zum Verzehr freigegeben. Das klappte allerdings nur, solange wir noch klein waren. Später wussten mein Bruder und ich vor den Feiertagen immer schon, dass jetzt wieder Schogetten im Haus sein mussten. Wenn meine Eltern bei der Arbeit waren, suchten wir so lange, bis wir sie gefunden hatten, dann aßen wir sie in einem Rutsch auf. Das war was anderes als die Creck-Schokolade